

# KERSTIN STUTTERHEIM NIELS BOLBRINKER Bilder eines Industriereviers

Fährt man heute mit der Bahn von Weimar nach Dessau, so geht es ab Halle durch eine »postindustrielle« Brache. Nichts geht dort mehr, außer den Tankstellen und den Baumärkten, die die ganz neue Zeit mitgebracht hat.

Die Bauhausmeister, die erst in Weimar und dann vor allem ab 1926 in Dessau die Kunst der Moderne lehrten, sahen auf ihren häufigen Wegen in die Reichshauptstadt ein »Land der Arbeit«, das aus tausend Schloten qualmte, sie fuhren, falls sie die Reichsbahn benutzten (Walter Gropius, der erste Bauhaus-Direktor, hatte ja schon sehr früh eine Horch-Limousine, und später die allererste private Garage in Dessau an seinem Meisterhaus), auf der ersten elektrifizierten Strecke der Bahn.

Auf der Rückfahrt, von Berlin kommend und siebzig Jahre später, nähert sich der Reisende heute Dessau, wenn er die Autobahn bei Vockerode überquert, dort, wo bis 1990 die Leuchtreklame von Plaste und Elaste am Brückenpfeiler prangte, den der deutsche Arbeitsdienst 1937 mit der Brücke errichtet hatte. Ein Blick über die schönen Elbauen, linkerhand die Schornsteine des Kraftwerks Vockerode (still seit 1994), die Ruinen der großen Gewächshausanlage (Gurken für die Chemiewerker in Bitterfeld, jetzt halb abgerissene Brache), in der Ferne Zschornowitz, das erste Großkraftwerk der Welt (still seit 1992, jetzt ein Kraftwerksdenkmal). Dann durch die Auwälder der Elbe, das Schlößchen Luisium, das Gartenreich des Fürsten Franz, der Ende des 18. Jahrhunderts hier in Anhalt versuchte, die Vision eines aufgeklärten Musterlandes zu verwirklichen, – das Schöne mit dem Nützlichen zu verbinden! Dessau: die Einfahrt von Nordosten her, eine Stadtsilhouette, die die großen Zerstörungen von 1945 nicht verbergen kann, Reste des barocken Stadtschlusses, Neubauten verschiedener Zeiten, lebendiges Architekturmuseum der DDR. Dann weiter im Süden jenseits der autogerechten Schneisen, die die Achsen der einstigen Barockstadt ersetzt haben, die von Walter Gropius geplante Siedlung Dessau-Törten, in den zwanziger Jahren Vorführstück für das neue Bauen des Bauhauses.

Ganz in der Nähe liegt Bitterfeld, das von Walther Rathenau für die AEG entdeckt und später von Griesheim-Elektron, vor allem für die Chemieindustrie, erschlossen wurde.

Preiswerter Baugrund, die Kohle und die zu geringen Tarifen arbeitenden Menschen schufen die ideale Grundlage, hier den industriellen »Hinterhof« Berlins zu errichten.

Kerstin Stutterheim – Jg. 1961, Wirtschaftskaufmann, Studium der Theaterwissenschaft an der Theaterhochschule Leipzig und der Humboldt-Universität Berlin, Institut für Theaterwissenschaft und kulturelle Kommunikation, Diplom 1990 über »Henrik Ibsen und das piece bien fait«. Arbeit als Lektoratsleiterin und Redakteurin beim DFF. Freischaffend seit 1992. Autorin und Regie für »Die Wäscherei« (ZDF 1993) und »Laufen lernen« (arte 1993). Seit 1993 auch als Dramaturgin. 1993/94 Jury-Vorsitzende des Festivals des jungen ostdeutschen Films, seit 1994 gemeinsame Filmprojekte mit Niels Bolbrinker: »Geschichtswerkstatt«, »Politische Landschaft« und »ORiginal WOLfen. Aus der Geschichte einer Filmfabrik«. Verheiratet mit Niels Bolbrinker, zwei Söhne.

Da sonst, wenn über die Region berichtet wird, vor allem Bilder verwendet werden, die entweder jene schöne Landschaft des Gartenreiches des Fürsten oder aber alte Ansichten der Fabrikanlagen bzw. Fotos der Industriebrache zeigen, auf denen fast nie wirkliche Menschen zu sehen sind, haben wir in den Archiven für diese Ausstellung vor allem Fotos ausgewählt, auf denen die Menschen in ihrer Arbeit oder der mit der Arbeit verbundenen Lebenswelt zu sehen sind. Dazu kommen neue Fotos von Niels Bolbrinker, die er in den letzten Jahren bis heute zu dieser Thematik aufgenommen hat.

»Hat man sich lange genug in so ein Bild vertieft, erkennt man, wie sehr auch hier die Gegensätze sich berühren: die exakteste Technik kann ihren Hervorbringungen einen magischen Wert geben, wie für uns ihn ein gemaltes Bild nie mehr besitzen kann. Aller Kunstfertigkeit des Photographen und aller Planmäßigkeit in der Haltung seines Modells zum Trotz fühlt der Beschauer unwiderstehlich den Zwang, in solchem Bild das winzige Fünkchen Zufall, Hier und Jetzt, zu suchen, mit dem die Wirklichkeit den Bildcharakter gleichsam durchsenkt hat, die unscheinbare Stelle zu finden, in welcher, im Sosein jener längstvergangenen Minute das Künftige noch heute und so beredt nistet, daß wir, rückblickend, es entdecken können. Es ist ja eine andere Natur, welche zur Kamera als welche zum Auge spricht; anders vor allem so, daß an die Stelle eines vom Menschen mit Bewußtsein durchwirkten Raumes ein unbewußt durchwirkter tritt. Ist es schon üblich, daß einer, beispielsweise, vom Gang der Leute, sei es auch nur im groben sich Rechenschaft gibt, so weiß er bestimmt nichts mehr von ihrer Haltung im Sekundenbruchteil des ›Ausstreitens‹.«  
Walter Benjamin: Kleine Geschichte der Photographie. 1931

Einige literarische Texte ergänzen die Fotos und ermöglichen, die Geschichten in den Bildern auch mit anderen, vergleichbaren Regionen in Beziehung zu denken.

Es geht uns auch darum, darüber nachzudenken, inwieweit die Industrialisierung auch die Kultur des Alltags, aber auch des Erzählens geprägt hat. Die Menschen mußten ja erst zur funktionierenden Arbeitskraft diszipliniert werden.

»Hört zu, ich will euch von einem guten Lande sagen, dahin würde mancher auswandern, wüßte er, wo selbes läge, und eine gute Schiffsgelegenheit. Aber der Weg dahin ist weit für die Jungen und die Alten, denen es im Winter zu heiß ist und zu kalt im Sommer. Diese schöne Gegend heißt Schlaraffenland, auf welsch: Cuccagna«. ...schrieb Ludwig Bechstein. Dieses andere Land Cuccagna war in den Volkstraditionen von Italien bis England die Utopie einer anderen Welt, in der es gerecht zugeht, Essen und Trinken für alle ausreichend vorhanden sei, man nie frieren müsse ... Es gab sogar ein Cuccagna der Frauen, wie eine Grafik aus dem 17. Jahrhundert zeigt. Später wurde Cuccagna zum Schlaraffenland und man mußte, um dorthin zu gelangen, entweder – zum Beispiel – durch eine Reismauer sich durchfressen oder sieben Tage durch Schweinekot waten, um dann dort auf Säufer und Spieler zu treffen, sich an all den köstlichen Braten, Kuchen und Weinen oder

Niels Bolbrinker – Jg. 1951, geboren in Hamburg; Studium der Fotografie an der HfBK bei Kilian Breier und an der Fachhochschule für Optik und Fototechnik; Diplom im Fachbereich Visuelle Kommunikation. Verschiedene freie fotografische Arbeiten. Nach Kameraassistentenarbeit als Kameramann vieler Fernsehdokumentationen und Kinderfilme. 1978 Mitbegründer der Wendländischen Filmcooperative, dort Kamera, Co-Regie und Schnitt u.a. bei »Tue recht und scheue niemand« (Bundesfilmpreis 1977) und »Zwischenzeit« (Preis der Filmkritik 1986). Seit 1988 eigene Projekte – u.a. »Schuß Gegenschuß« (mit Th. Tielsch 1989/90), »Das Ende des blauen Montag« (1992), »InnenAußen« (1993), »Geschichtswerkstatt« (1994), »Das industrielle Gartenreich« (mit M. Herold 1994).

Land der Arbeit. Bilder und Legenden eines Industrie-reviers. Eine Ausstellung von Niels Bolbrinker, Torsten Blume und Kerstin Stutterheim in Zusammenarbeit mit der Stiftung Bauhaus Dessau.

Die Ausstellungstermine der ersten Etappe sind:

1. November – 31. Dezember 1996 in der Filmfabrik i.L. im Hauptgebäude.

7. Januar – 14. Februar 1997 im Kulturpalast Bitterfeld

4. April – 27. April 1997 im Kraftwerksdenkmal Zschornowitz

1. Mai – 8. Juni 1997 im Bauhaus Dessau und dem Wörlitzer Bahnhof Dessau

Montag bis Freitag von

8.00 Uhr bis 17.00 Uhr, im Kulturpalast außerdem zu den Veranstaltungen.

Weitere Informationen unter 0340 – 650 82 40

Anschließend wird die Ausstellung nach Berlin und ins Ruhrgebiet gehen.

der Honigmilch zu laben. Wenn man dann aber einschlief, fiel man wieder heraus – wenn man ein guter Mensch war, der für die arbeitsam werdende Welt noch taugte. Bei den Brüdern Grimm ist das Märchen vom Schlaraffenland ein kurzes Lügenmärchen, in dem von der Utopie nichts mehr blieb.

Zusammengestellt und erstmals veröffentlicht wurden die gesammelten Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm Anfang des 19. Jahrhunderts. Der erste Band erschien 1815, der zweite Band 1825.

Mein Buch mit den Märchen der Brüder Grimm hat der Kinderbuchverlag der DDR 1962 mit einigen schönen Illustrationen von Walter Klemke gedruckt. Die darin befindliche Auswahl sind vor allem Märchen um Frauenfiguren. Königstöchter, die wegen ihres Hochmuts mit Arbeit gestraft und so geläutert werden müssen, oder Mädchen, die über die Arbeit veredelt und oftmals zu Königstöchtern werden oder aber, wegen der Verweigerung, ihrem unerhörten Ungeschick oder unmöglichen Benehmens für immer aus der Gesellschaft ausgeschlossen werden oder gar zu Tode kommen.

Männer müssen sich auf andere Art bewähren, über List und Tücke, oder indem sie gegen Geister oder Hexen antreten, oder aber eine schöne Frau befreien, aber Arbeit ist für sie selten das Maß ihrer Stellung.

Eine Königstochter – die einzige Tochter eines Königs, eine gehütete und verwöhnte junge Frau, sollte heiraten. Doch jeder der Freier wurde von ihr verspottet... Das ist ja allseits bekannt.

Einer dieser Männer, auf die Drohung des Vaters vertrauend, kehrt als Spielmann verkleidet zurück und bekommt die junge Frau angetraut, ohne daß er gefragt wird. Sie ist die Belohnung für sein Spiel, die muß er annehmen und geleitet sie in sein kleines Häuschen. ...

»Du mußt selber tun, was du willst getan haben. Mach nur schnell Feuer an, und stell Wasser auf, daß du mir mein Essen kochst; ich bin ganz müde.«

Die Königstochter verstand aber nichts vom Feueranmachen und Kochen, und der Bettelmann mußte selber mit Hand anlegen, daß es noch so leidlich ging. Als sie die schmale Kost verzehrt hatten, legten sie sich zu Bett. Aber am Morgen trieb er sie schon ganz früh heraus, weil sie das Haus besorgen sollte. Ein paar Tage lebten sie auf diese Art schlecht und recht und zehrten ihren Vorrat auf.

Da sprach der Mann: »Frau, so geht's nicht länger, daß wir hier zehren und nichts verdienen. Du sollst Körbe flechten.«

Er ging hinaus, schnitt Weiden und brachte sie heim, da fing sie an zu flechten, aber die harten Weiden stachen ihr die zarten Hände wund. »Ich sehe, das geht nicht«, sprach der Mann, »spinn lieber, vielleicht kannst du das besser.«

Sie setzte sich hin und versuchte zu spinnen, aber der harte Faden schnitt ihr bald in die weichen Finger, daß ihr das Blut daran herunterlief. »Siehst du«, sprach der Mann, »du taugst zu keiner Arbeit, mit dir bin ich schlimm angekommen. Nun will ich's versuchen und einen Handel mit Töpfen und irdenem Geschirr anfangen.«

Wie wir wissen, geht auch das nicht so gut. Als Küchenmagd bekommt sie für die sauerste Arbeit zumindest die Essenreste. Am Ende ist der Spielmann der König und die eigentliche, wirkliche Hochzeit wird mit ihr, in ihren Magdkleidern, im Schloß gefeiert.

»Das alles ist geschehen, um deinen stolzen Sinn zu beugen und dich für deinen Hochmut zu strafen, womit du mich verspottet hast.«

Heute bleiben den Frauen in Wolfen die zu entkernenden Fabriken und zu entsorgenden Restbestände der ORWO-Filmkassetten. Die Drecksarbeit wird gegenwärtig vor allem von den Frauen gemacht. Doch ein königlicher Spielmann ist zur Zeit nicht in Sicht.

»Die Neuzeit hat im 17. Jahrhundert damit begonnen, theoretisch die Arbeit zu verherrlichen, und sie hat zu Beginn unseres Jahrhunderts damit geendet, die Gesellschaft im Ganzen in eine Arbeitsgesellschaft zu verwandeln. Die Erfüllung des uralten Traums trifft wie in der Erfüllung von Märchenwünschen auf eine Konstellation, in der der erträumte Segen sich als Fluch auswirkt. Denn es ist ja eine Arbeitsgesellschaft, die von den Fesseln der Arbeit befreit werden soll, und diese Gesellschaft kennt kaum noch vom Hörensagen die höheren und sinnvolleren Tätigkeiten, um die eine Befreiung sich lohnen würde. Innerhalb dieser Gesellschaft, die egalitär ist, weil dies die der Arbeit angemessene Lebensform ist, gibt es keine Gruppe, keine Aristokratie politischer oder geistiger Art, die eine Wiedererholung der Vermögen des Menschen in die Wege leiten könnte. Auch die Präsidenten der Republiken, die Könige und Kanzler mächtiger Reiche halten das, was sie tun, für eine im Leben der Gesellschaft notwendige Arbeit, ihr Amt ist ein Job wie jeder andere auch; und was die mit geistigen Tätigkeiten befaßten von dem, was sie tun, denken, drückt der Name ›Geistesarbeiter‹ zur Genüge aus: wo andere mit der Hand arbeiten, bedienen sie sich eines anderen Körperteiles, nämlich des Kopfes. Hier von ausgenommen sind wirklich nur noch ›die Dichter und Denker‹, die schon aus diesem Grunde außerhalb der Gesellschaft stehen. Was uns bevorsteht, ist die Aussicht auf eine Arbeitsgesellschaft, der die Arbeit ausgegangen ist, die einzige Tätigkeit, auf die sie sich noch versteht. Was könnte verhängnisvoller sein?«

Hannah Arendt, 1958

»Basis der sozialen Homogenität ist die Produktion. Die homogene Gesellschaft ist die produktive, d.h. die nützliche Gesellschaft. Jedes unnütze Element wird ausgeschlossen, nicht aus der Gesellschaft überhaupt, sondern aus ihrem homogenen Teil. In diesem Teil muß jedes Element für ein anderes nützlich sein, ohne daß jemals die homogene Tätigkeit die Form einer in sich wertvollen Tätigkeit erreichte. Eine nützliche Tätigkeit kann immer mit einer anderen nützlichen Tätigkeit auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden, nicht aber mit einer in sich wertvollen Tätigkeit.«

George Bataille, in: Psychologie des Faschismus.

Ein ehemaliger Chemiker aus Wolfen erinnert sich: »Am Vormittag des 9. November wurde die Revolution in den Betrieben herumgesagt. Die Belegschaft verließ nach und nach die Betriebe, von denen manche stillgelegt werden mußten; die Strafgefangenen und Kriegsgefangenen wurden gesammelt und in ihre Betriebe geführt. Ein Waghalsiger hatte auf dem hohen Schornstein eine rote Rangierfahne aufgepflanzt, eine ebensolche wurde dem Zuge vorausgetragen, der sich allmählich formierte und nach Bitterfeld abzog. Er kam nachmittags, stark gelichtet, wieder zurück. Der Anführer trug die zusammengewickelte Fahne unter den Arm geklemmt und hatte die Hände in den Hosentaschen, denn das Wetter war inzwischen kalt und regnerisch geworden. In der Fabrik wurde übrigens abends wieder gearbeitet. Einzelne Betriebe waren gar nicht zum Stillstand gekommen.«

»Aber sechs Gründe sind es, die hier von außen jede revolutionäre Regung in Deutschland bisher verhindert haben.

Erstens verdient der Arbeiter heute noch durchgängig recht gut, und er will das nicht aufgeben. Zweitens ist die Lage auf dem Lebensmittelmarkt zur Zeit derart, daß ein Streik mindestens fünfmal so stark die Parteikasse in Anspruch nähme wie vor dem Krieg. Und dabei ist Ebbe in den Streikkassen wie noch nie. Die Genossen in den Schützengräben zahlen nichts ein, und die verdienenden Schwerarbeiter in den Munitions- und anderen Kriegsindustrien sind jahrelang dazu angehalten worden, Kriegsanleihe zu zeichnen. Das ergibt drittens das Interesse breiter Bevölkerungsschichten an einem relativ günstigen, durch Streiks ungestörten Ausgang dieses Krieges und dem Bestand des Gegenwartsstaats, der ihnen bis 1934 die Verzinsung der gezeichneten Kriegsanleihe garantiert hat. Es ist ein starker und dicker, schwer und ungern durchzusägender Ast, auf dem derart viele Proletarier sitzen; eine Art Parallele zu den ›Wohlfahrtseinrichtungen‹ großer Fabriken, die ebenfalls die Arbeiter binden und dadurch eine gewisse Interessengemeinschaft mit der Fabrik selbst erzeugen.« schrieb Ernst Bloch 1918 über die Revolutionshindernisse in Deutschland.

»Lanzelot: Und der Drache?

Erlauben Sie mir eine Frage: hat niemand versucht, mit dem Drachen zu kämpfen?

*Charlesmagne*: in den letzten zweihundert Jahren – nein. Davor haben es viele gewagt, aber er hat alle seine Gegner umgebracht. Er ist ein bewundernswürdiger Stratege und ein großer Taktiker. Er greift den Feind unerwartet an, bewirft ihn von oben mit Steinen, stürzt sich dann senkrecht herab, genau auf den Kopf des Pferdes und schlägt es mit Feuer, wodurch das arme Tier völlig demoralisiert wird. Dann zerfetzt er mit seinen Krallen den Reiter. Ja, und schließlich und endlich hat sich keiner mehr an ihn herangewagt.

*Lanzelot*: Und ist schon einmal die ganze Stadt gegen ihn angetreten?

*Charlesmagne*: Ja.

Er brannte die Vorstadt nieder und brachte die Hälfte der Einwohner durch giftige Dämpfe um den Verstand. Er ist ein großer Krieger!

*Elsa*: Nehmen Sie noch Butter.

*Lanzelot:* Ich bin so frei. Ich sammle Kräfte. Wenn ich Sie recht versteh – Sie verzeihen meine Fragen –, es will jetzt niemand mehr gegen den Drachen kämpfen? Das hat ihn sicher dreist gemacht?

*Charlesmagne:* Nein, ich bitte Sie! Er ist so gut!

Als unserer Stadt die Cholera drohte, hat er auf Bitten des Stadtarztes sein Feuer auf den See gehaucht und ihn zum Kochen gebracht. Die ganze Stadt trank abgekochtes Wasser und wurde von der Epidemie verschont.

*Lanzelot:* Ist das lange her?

*Charlesmagne:* Aber nein. Vor zweiundachtzig Jahren. Gute Taten vergißt man nicht.

*Lanzelot:* Was frißt er, Euer Drache?

*Charlesmagne:* Unsere Stadt gibt ihm tausend Kühe, zweitausend Schafe, fünftausend Hühner und zwei Zentner Salz im Monat. Im Sommer und im Herbst kommen hierzu noch zehn Gärten Salat, Spargel und Blumenkohl.

*Lanzelot:* Er frißt Euch arm!

*Charlesmagne:* Aber nein, was denken Sie! Wir beklagen uns nicht. Wie sollte es anders sein? Solange er da ist, wagt kein anderer Drache uns anzurühren.«

Jewgeni Schwarz. Märchenkomödien.

»*Mädchen:* Von meinem Bruder sage ich das! – Ich wußte nicht, daß ich einen Bruder hatte. Ein Mensch ging morgens aus dem Hause und kam abends – und schlief. Oder er ging abends weg und war morgens zurück – und schlief! – Eine Hand war groß – die andere klein. Die große Hand schlief nicht. Sie stieß in einer Bewegung hin und her – Tag und Nacht. Die fraß an ihm und wuchs aus seiner ganzen Kraft. Diese Hand war der Mensch! – Und wo blieb mein Bruder? Der früher neben mir spielte – und Sand mit seinen beiden Händen baute? In Arbeit stürzte er. Die brauchte nur die eine Hand von ihm – die den Hebel drückte und hob – Minute um Minute auf und nieder – auf die Sekunde gezählt! – Keinen Hub ließ er aus – pünktlich schlug sein Hebel an, vor dem er stand wie tot und bediente. Niemals machte er den Fehler – niemals irrte er in der Zählung. Seine Hand zählte aus seinem Kopf, der nur ihr noch gehorchte! – Das blieb von meinem Bruder! – Das blieb? An einem Mittag schlug es ein. Aus allen Lücken und Löchern schoß der Feuerstrom. Da fraß die Explosion auch die Hand. Da hatte mein Bruder auch das Letzte gegeben!

Georg Kaiser: Gas. 1918 uraufgeführt.

Auch in den Fabriken der Region Wolfen / Bitterfeld zog die Industrieproduktion an und der große Absatz forderte eine ständig steigende Ausbeutung der Arbeitskräfte.

»Herking wurde ans Telefon gerufen. Katz gab ihm den Auftrag, mit dem Betriebsratsmitglied Böttcher ... in die Farbenfüllerei zu gehen, um nachzuprüfen, ob die von den Arbeitern gestellte Forderung auf Erhöhung der Staubzulage berechtigt war.

Sie betraten zunächst die Faßpackerei. Die Farbe wurde hier aus großen eisernen Trums, in denen sie von den Betrieben kam, zum Versand umgefüllt. ...

Sie traten an den Füllstand heran. Ein für China bestimmtes Faß stand auf einem runden Podest, das etwas größer als der Boden des Fasses war. Das Podest wurde in kurzen Abständen maschinell gehoben und fiel ruckartig zurück, dadurch stauchte es, und die Farbe wurde zusammengerüttelt. Oben über dem Faßrand befand sich ein Trichter, der an ein dickes Röhrensystem angeschlossen war. Am Ende des Füllraums wurde der Farbstaub, der aus den verschiedenen Absaugtrichtern kam, in einem großen Sack aufgefangen und so wiedergewonnen. ...

Sie gingen weiter und gelangten in das riesige Faßlager. Ein fünfstöckiges Gebäude war in den untersten drei Etagen völlig mit Farbfässern angefüllt, die eins über dem anderen standen. Etwa sechstausend mit etwa drei Millionen Kilo Farbe. ...

Man beschritt einen großen Raum, der mit Dunst erfüllt war. Innen befanden sich Männer in den üblichen, aus einem Stück gefertigten Kesselanzügen. Die Füße mit dicken Holzschuhen bekleidet, stapften sie in einer violetten Soße herum. Sie hatten Eisenstangen in den Händen, mit denen sie in großen, rechteckigen Trögen eine grünlich-kupfern schillernde Masse zerstießen. Die gewonnenen Brocken fuhren sie mit Schubkarren in einen Löseboottich. Anzug, Gesicht und Hände waren violett. Sie machten den Eindruck einer neuartigen Menschrasse, und wer sie nach Arbeitsschluß beim Baden beobachten konnte, sah, daß der ganze Körper ebenfalls violett war. Die Färbekraft des Farbstoffes war so groß, daß auch ihre Leibwäsche ständig violett blieb, ja in ihrem privaten Haushalt kein Hemd, keine Unterhose, kein Taschentuch und sonstiges Wäschestück anders als violett zu finden war.

Sie gelangten in den Mühlenraum für Lackfarben. Ein ziegelroter Nebel legte sich über die Augen. Rote Männer arbeiteten wie durch einen Vorhang sichtbar im Raum. Sie sahen wie Gespenster aus, mit ihren Atemschützern vor dem Gesicht. ...

Man kam nun in einen Raum, in dem etwa dreißig Farbmühlen, große und kleine, im Gang waren. Hier wurden die Spezialbestellungen gemahlen. Jeder Farbmüller mußte ein halber Chemiker sein. Es war allerdings ein Zufall, daß die Spezialmüllerei einem Meister unterstand, der seines Zeichens Kunstmaler war. Er hatte die Akademie besucht. Wie es dann aber so geht, hatte er Frau und Kinder zu ernähren bekommen, und das ging als Farbmühlenmeister doch leichter als mit der Kunstmalerei. Es war fast kein Farbstaub bemerkbar, so daß auch Böttcher nichts sagte. ...

Im Treppenhaus bestiegen beide den Fahrstuhl und fuhren zwei Etagen höher zur Farbbüchsenpackung. ... Die Farbe wurde in mannshohen Ständen abgefüllt, die vorn offen waren und in der Konstruktion wie Souffleurkästen aussahen. Am oberen, vorderen Rande befand sich ein Schlitz, durch den der Staub abgesaugt wurde. Über den Schlitz hing eine Lederklappe herunter, die den aufsteigenden Staub hinderte, in den Raum zu treten. ...

Sie waren nun mit ihrem Rundgang zu Ende und fuhren mit dem Fahrstuhl wieder zum Erdgeschoß herunter. Dann gingen sie zurück und trennten sich vor dem Büro von Dr. Herking.«  
Markert: IG Chemie. Roman.

»Freitag nacht wurde das Hallenser Gewerkschaftshaus mit Musikbegleitung bewacht, weil der Spielmannszug des Reichsbanners Bereitschaft hatte. Ungefähr zwanzig Mann saßen im Wohnzimmer, rauchten, spielten Karten, musizierten – Singen ist bei der Wache verboten. Zum Ausschlafen hatten die Reichsbannerleute am nächsten Tag Zeit, denn sie sind alle zwanzig arbeitslos.

Draußen hing über Halle der Nachthimmel dunkelgrau. Drüben im Leuna-Werk rauchen zwar nur noch die Hälfte der Schloten, aber das genügt, um einen richtigen, trostlosen Fabrikhimmel zu schaffen. In den das Gewerkschaftshaus umliegenden Straßen streiften verstärkte Patrouillen umher. Tagsüber hatte es nämlich Stänkereien zwischen Nazis und Arbeiterturnern, die zu einem Sportfest gekommen waren, gegeben. Auch die fünfzehn Jungbannermänner, die bei Anbruch der Dämmerung von einer Landpropagandatour auf Fahrrädern zurückgekommen waren, hatten, heiser und schweißgebadet – sie hatten zwölf Stunden lang geradelt und Sprechchöre gebrüllt –, zu berichten gewußt, sie seien in der Stadt von Hakenkreuzlern angestänkert worden.

Und so saß in Erwartung kommender Ereignisse der Spielmannszug des Reichsbanners Halle im Gewerkschaftshaus, drosch Skat, soff elenden Zichorienkaffee. Der Gitarrenspieler aber summt, obwohl es verboten war: »Wohlan, wer Recht und Freiheit achtet, zu unserer Fahne ström' zuhauf!«

Schlag neun wurden von draußen plötzlich Laufschriffe hörbar. Eine Patrouille stürmte von draußen in den Hof. Und gleich hinterher eine andere. Ein Mann blutete am Kopf. »Alles heraus«, brüllten die Patrouillen, »die Nazis kommen!«

Die zwanzig im Wachlokal hatten gerade noch Zeit, ihre Lichtknüppel – schwere, stabförmige Lampen, die gut leuchteten und auch andre Dienste tun – zu packen, für alle Fälle ein paar Stühle mitzunehmen und auf die Straße zu laufen. Draußen kam schon ein Lastwagen herangesaust: das Rollkommando der braunen Mordpest. In halber Fahrt sprangen fünfzig SA-Leute heraus und stürmten mit Totschlägern und Ochsenziemern auf das Haus zu.

Die Schlacht von Austerlitz läßt sich beschreiben, da damals zumindest Napoleon angeblich wußte, was los war.

Was aber Freitag den 16. um 21 Uhr in der spärlich beleuchteten Straße vor dem Hallenser Gewerkschaftshaus zu sehen war, war ein auf und ab wogender Haufen von Grün- und Braunhemden. Was zu hören war, war das Krachen von Schlägen, das Krachen von Blumentöpfen und Geschirrstücken, die aus den Fenstern der Häuser auf die Köpfe der Nazis flogen, war unbeschreibliches Gejohle.«

Jura Soyfer. Von Paradies und Weltuntergang. Bericht aus dem deutschen Bürgerkrieg.

Während des Krieges wurden Tausende von Zwangsarbeitern nach Wolfen geholt. Sie waren ausschließlich in den Faserbetrieben beschäftigt. Die Filmproduktion mit ihren vielen Dunkelbereichen war zu anfällig für Sabotageakte.

Eine Frau sagt: »Ich hab' die zwar hier 'rumrennen sehen, ich hab auch gesehen, wie sie in den Hintern getreten wurden, das hab' ich



ja auch gesehen. Hier in der Thalheimer Straße waren lauter Baracken, da wohnten ja die ganzen Ausländer drinne. Die Gefangenen, Strafgefangenen, Belgier, Franzosen, es waren ja alle, die ganzen Nationen, die man sich denken konnte, die waren ja hier. Griechen, ja. 's war schlimm, manchmal, bei Hitlern meine ich jetzt noch, da war's wirklich – . Der Ganschenitz, das war ja ein ganz Schlimmer, der mit der Krankenschwester da verheiratet war. Ja.«

Nur wenige Fotos bezeugen noch das Elend in den Häftlingsbaracken, es waren vor allem Frauen, die in Wolfen zur Zwangsarbeit interniert wurden. Unter ihnen in einem separaten Lager 425 Häftlinge aus dem Konzentrationslager Ravensbrück.

*Halle. Arbeiter. Der Direktor, Balke und Schurek vor ihnen:*

*Direktor:* Eine große Sache haben wir vor. Das gibt ein Beispiel für die ganze Produktion.

Damit können wir beweisen, was die Arbeiterklasse leisten kann. Es muß für euch eine Ehre sein, mitzumachen.

*Pause.*

*Schurek:* Es ist eine Arbeit wie jede andre. Nur, daß sie zum ersten Mal gemacht wird.

*Ein Arbeiter:* Schnaps ist Schnaps, sagte der Budiker und schenkte Terpentin aus.

*Krüger:* Das ist Ausbeutung.

*Balke:* Es geht um den Plan, Kollegen.

*Stimme aus dem Hintergrund:* Wir schießen auf den Plan.

*Balke:* Fragt sich, ob ihr was zu schießen habt ohne den Plan.

Ich kann den Ofen nicht allein umbauen, aber wir brauchen ihn.

*Schweigen.*

*Direktor:* Krüger, du sagst: Ausbeutung. Du bist dein Leben lang ausgebeutet worden. Jetzt ist dein Junge auf der Universität.

*Krüger:* Hab ich ihn auf die Universität geschickt?

Ich war dagegen.

*Balke:* Es wird schwer sein, sehr heiß. Doppelter Verdienst, dreifache Arbeit.

*Ein Arbeiter:* Und acht Jahre, wenn was schiefeht, wie bei Lerka.

*Bittner:* Ich sage, das wird Murks.

*Balke:* Ich weiß, was ich mache.

*Pause.*

*Kolbe:* Ich hab in einem Panzer gesessen, bis fünfundvierzig. Das war auch kein Kühlschranks. Ich mache mit.

*Krüger tritt vor:* Wenn's sein muß.

Der Lohndrucker. Heiner Müller.

*Meister:* Also ich soll mit euch reden. Die Bauleitung hat Schwierigkeiten. Der Rohrverlegekran liegt fest, ihr sollt ihn in den Abschnitt 9 verlegen. Die Rohrleger sind zu früh fertig. Jetzt gehts nicht weiter ohne Kran.

*Kaschiebe:* So gehts, wenn man zu schnell arbeitet.

*Hilde Prill:* Wir haben das noch nicht gemacht.

*Meister:* Sehr schwierig. Also ihr könnt's nicht machen. Das hab ich der Bauleitung gleich gesagt. Die Männer lehnen auch ab.

Mehrarbeit und das Risiko dazu.

*Kaschiebe:* Die wollen nichts riskieren. Typisch Mann, wenn ein Kind kommt, wars der Nachbar.

Also ich würde sagen, wir machen die Sache.

*Meister:* Wenn ich dich ranlasse, baust du einen Staubsauger aus dem Kran.

*Kaschiebe:* Seht ihr, der Chef traut mir was zu!

*Vera:* Das wär doch die Feuerprobe, Meister. Da kann man zeigen, was man kann.

*Meister:* Junges Gemüse!

*Nägle:* Ah, welcher Glanz! Unser Ingenieur kommt in Person und der Bart ist ab.

*Ingenieur:* Der Rohrverlegekran liegt fest im Abschnitt ...

*Meister:* Neun! Undsoweiter.

*Kaschiebe:* Deshalb ist er rasiert!

*Meister:* Ich war schneller. Der Fall ist schon geklärt.

*Ingenieur:* Desto besser. Ich wußte, daß ich mich auf euch verlassen kann. Wann fangen wir an?

*Meister:* Das ist unmöglich für die Frauen. Du als Fachmann mußt das einsehen. Wir brauchen Spezialisten.

*Ingenieur:* Wir sind zwei. Und die Frauen sind gute Schlosser. Wir schaffen das. (...)

*Nägle:* Als wir die Abschmierhebe selber gebaut haben, Meister, und dem Staat 1.200 Mark eingespart, mußte der Pressefotograf das Bild von uns noch einmal machen, weil sie mit drauf sein wollten.

*Vera:* Ja. Und sie haben gesagt: auf meine Frauen bin ich stolz. Es stand in der Zeitung.

*Ingenieur:* Du hast sie angelernt. Kann sein, du lernst jetzt was von ihnen.

Die Weiberbrigade. Inge Müller

»Die Welt wird was sie war, eine Heimat für Herren und Sklaven. Was glotzt ihr. Unsere Firma steht nicht mehr im Handelsregister. Sie ist bankrott. Die Ware, die wir zu verkaufen haben, zahlbar in der Landeswährung, Tränen Schweiß Blut, wird auf dieser Welt nicht mehr gehandelt. Ich entlasse uns aus unserem Auftrag. ... Revolution macht müde. Im Schlaf der Völker stehn die Generäle auf und zerbrechen das Joch der Freiheit, das so schwer zu tragen ist.« sagt Debuissou.

Der Auftrag. Heiner Müller.

»Unser Dasein war in den letzten Jahren von so vielen Sorgen belastet gewesen, von einem so verzweifelten Kampf um die Existenz, ums Überleben, daß ein normales Leben gar nicht möglich war. Und dann die Lüge, die tägliche Lüge, die immer neue Lüge, die uns die Minister, die Premiers, die Parteichefs unterjubelten. Tagtäglich mußten wir herumhetzen, irgendwas auftreiben, mal Fensterkitt, mal Analgin.

Hier war das alles wie abgeschaltet, Stille war eingetreten, das Durcheinander war zu Ende, das Tohuwabohu verschwunden. Zum ersten Mal lebten wir einfach so. Das war ein ebenso bedächtiges

Leben, wie es die Deutschen um uns herum führten. Der Tag war mit einemmal lang geworden. ...

Wir mußten in keiner Schlange stehen. Man hatte uns den gewohnten Zeitvertreib genommen. Seit meiner Kindheit, da Mutter mich in eine Warteschlange nach Kattun gestellt hatte, stehe ich an. Nach irgendwas. Mal am Fahrkartenschalter, mal nach Zwiebeln, mal nach einem Kühlschrank – mal zwie Stunden, mal drei Jahre. Die Schlange bewegt sich mal schneller voran, mal langsamer, an ihrem Kopf wechseln die Ladentische, die Geschäfte, die Arbeitszimmer, ich aber stehe und stehe; meine Kinder sind in Warteschlangen groß geworden, auch die Enkel. In Schlangen wird gelesen und gelernt, werden Bekanntschaften geschlossen. Schlangen gibt es nicht nur auf der Straße, sondern auch in Institutionen und Betrieben.

In den Betrieben hier werden keine Lebensmittel ausgegeben, dort hängen keine Anschläge wegen Versammlungen und Reiseschecks. In den Fluren stehen keine Raucher beisammen. Dort muß jeder arbeiten, ob er will oder nicht. Nichts lenkt ab, an nichts kann man sich klammern.«

Alltag. Daniil Granin.

In dieser Form, wie verschiedene Texte, nebeneinandergestellt, einen neuen Text bilden, eine Geschichte an Hand verschiedener Facetten entstehen lassen können, möchten wir in dieser Ausstellung durch die Kombination ausgewählter literarischer Texte mit verschiedenen Fotos eine Geschichte, die nicht nur auf diesen einen Ort zutrifft, erzählen.

»Viele der Zeichen, die so selbstverständlich weitergegeben werden, sind aufgezehrt, ihre vielerlei Bedeutungen, die nicht mehr erlebbar oder einsichtig sind, verkümmern zu einem einzigen Wortsinn.

»Sehen, was man sieht«, hieße jetzt, sich nicht auszuliefern an die sichtbare Welt der Formen, Form nicht zu verwechseln mit Kunst, Kunst nicht zu verwechseln mit überlieferten Werten, überlieferte Werte nicht zu nehmen als ein für allemal gesetzte Werte, sondern: der sichtbaren Welt unbefangen zu begegnen, sie im Genuß sich anzueignen, sie pragmatisch zu verwenden, ihr ironisch beizukommen, die Logik aufzuheben, und zu sehen, daß der Grund auch im Blau liegen kann. Gertrud Stein schreibt, »daß es hundert Jahre dauern soll, um irgendein Ding zu verändern, es ist die menschliche Art in Jahrhunderten zu denken und Jahrhunderte sind mehr oder weniger hundert Jahre und das ergibt einen Großvater und eine Großmutter pro Enkel oder Enkelin, wenn alles geht wie es soll und es geht oft ungefähr wie es soll.« Wenn man davon ausgeht, daß dreißig Jahre vergehen, bis eine Erkenntnis sich durchsetzt, dann wären wir gerade jetzt dabei Dinge zu bewegen, die sich Anfang des nächsten Jahrhunderts bewegen sollen«.

Martina Düttmann, 1982